Abonnementspreis
[illegible] Unterhaltungs-Beilage [illegible] der Arbeitszeitung. Bezugspreis [illegible] M., bei Selbstabholung in [illegible] Monatsbeiträgen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen [illegible] Deutschland und Oesterreich-Ungarn [illegible] M., für das übrige Ausland 7 M. pro Monat.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Werktagen von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wöchentlich dreimaliger Wiederholung eines Monats gewährt Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate werden bis spätestens Mittags 10 Uhr [illegible] in der Expedition abzugeben [illegible] im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von [illegible] bis [illegible] Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 22. Dresden, Dienstag den 28. Januar 1902. 13. Jahrg.

Zollwucher und Volkskraft.

Eines der beliebtesten Argumente der Agrarier bei ihrer Agitation für den Hungertarif ist die Behauptung, daß durch den „höheren Schutz der nationalen Arbeit", wie in ihrem Jargon der geplante Raubzug auf die Taschen der Arbeiter genannt wird, die Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes sicher gestellt werden könne. Auf dem Lande und in der Landwirtschaft stecken noch immer die Wurzeln der Volksgesundheit, der Volkskraft und der Wehrmacht Deutschlands. Nur dort gedeiht noch der stämmige Vollmensch, nur dort sprudelt der Jungquell, an dem sich ständig das verderbene Blut des skrophulösen Gesindels, das die Industrie und die großen Städte erzeugen, wieder erneuern muß. Die Agitatoren des Zollwuchers können die verderbliche Wirkung der Arbeit und der Stadt auf den menschlichen Körper nicht grell genug malen, und wissen sich selbst die Kritik der sonst so verhaßten Sozialisten am kapitalistischen Wirtschaftssystem dienstbar zu machen. Der Lebensmittelwucher soll nach ihnen das Heilmittel gegen die drohende Entartung des deutschen Volkes sein — er soll die ungesunde Ausbreitung der Industrie, das ungesunde Wachstum der Städte einschränken und der drohenden Entvölkerung des Landes einen Riegel vorschieben, indem er den Ruin der Landwirtschaft verhindert.

Dieser agrarische Gedankengang hat auf den ersten Anblick etwas Bestechendes. Wir wissen ja aus dem Kampfe für Arbeiterschutz und Wohnungsreform, wie groß die Schäden der Fabrikarbeit und des Wohnungselends der Städte sind, diese Zustände stehen im Vordergrunde unserer Anschauungswelt. Und andererseits ist uns das Land die Stätte der Erholung, die Zuflucht der Kranken und Genesenden und Ueberarbeiteten, die leider nur allzuoft so schwer erreichbare Zuflucht. Aber der bestechende Schein jener agrarischen Argumentation weicht sofort kritischer Untersuchung. Denn eins ist darin vergessen: — die Lebenshaltung. Auch die beste Landluft, auch die an sich gesunde Landarbeit schützt nicht vor Krankheit und Degenerierung, wenn die Ernährung und die Wohnung unzureichend ist. Das zeigen die hohen Sterblichkeitsziffern gerade der reinen Agrarländer. Daß die Lebenshaltung der wichtigste Faktor für die Volksgesundheit ist — das zeigt uns anderseits das industrielle England. Damit ist dann aber auch gegeben, daß jede Verteuerung der Lebenshaltung die Arbeiterschaft schwer treffen und namentlich an ihrer Gesundheit schwer schädigen muß. Welch großen Einfluß aber die geplanten Wucherzölle des Zolltarifentwurfs auf den Arbeiterhaushalt ausüben müßten, wie sie dem Arbeiter die Ernährung verteuern und ihn zur Verschlechterung anweisen würden, wie sie deshalb seine Leistungsfähigkeit und seine Gesundheit schädigen würden, das ist in mannigfaltigen Schriften bereits näher ausgeführt und auch hier wiederholt dargelegt worden.

Eine kleine Schrift eines praktischen Arztes, des Dr. med. Aurella, die soeben unter dem Titel: Der neue Zolltarif und die Lebenshaltung des Arbeiters als Heft 3 der handelspolitischen Flugschriften des Handelsvertragsvereins erschien, faßt die wichtigsten Ergebnisse dieser Einzelarbeiten übersichtlich zusammen und behandelt sodann eingehender die Frage, welchen Einfluß eine verteuerte und verschlechterte Lebenshaltung auf Volkskraft und Volksgesundheit haben würde.

Dr. Aurella, der als Schriftsteller auf dem Gebiet der sozialen Hygiene schon früher aufgetreten ist, faßt einleitend die Untersuchungen der Einkommensverhältnisse, der Lebensmittelpreise, der Belastung des Einkommens durch die Zölle usw. kurz zusammen. Dann wirft er die Frage auf: Was braucht der Mensch zu seiner Ernährung, und wie nahrt sich gegenwärtig der deutsche Arbeiter? — Er kommt dabei zu dem Resultat, daß heute schon die große Masse der deutschen Arbeiterschaft unter einer durchaus unzureichenden Ernährung leidet, welche Feststellung übrigens auch manchem Herrn vom Handelsvertragsverein, als sehr wenig schmeichelhaft für die kapitalistische Wirtschaftsordnung und für die Industrie, wenig passen dürfte. Eine selbst geringfügige Herabdrückung der Lebenshaltung muß deshalb ernstliche Gefahren für die Arbeiterschaft und damit indirekt für das ganze deutsche Volk nach sich ziehen. Die wesentliche unmittelbare Folge einer schlechteren Ernährung und damit Verarmung an Eiweißstoffen würde eine Verringerung der Leistungsfähigkeit, der Arbeitsleistung sein. „Weniger Eiweiß heißt schwächerer Wille und schneller versagende Aufmerksamkeit, dazu kommt noch die schneller eintretende Ermüdung, wie sie die Aufnahme einer zu mäßigen, vorwiegend aus Stärkemehl bestehenden Kost mit sich bringt." Das würde für die an Intelligenz, Körperkraft, Aufmerksamkeit und Genauigkeit hohe Anforderungen stellende moderne Großindustrie ein Herabgehen der Qualität und Quantität der Arbeitsleistung bedeuten, das auf ihre Konkurrenzfähigkeit mit Ländern hochstehender Arbeitermassen, wie England und Amerika, nicht ohne Nachteil bleiben könnte.

Wachstum des Alkoholismus zeigt sodann Aurella als gefährliche Folge der Unterernährung. Das fehlende Gefühl der Sättigung, die mangelnde Körperwärme, die ihm seine schlechte, unzureichende Nahrung nicht geben kann, sucht sich der Arbeiter durch Alkohol zu verschaffen, der ihm jene Gefühle wenigstens vortäuscht und auch auf kurze Zeit die nachlassende Arbeitskraft aufflackern läßt. Der Verfasser zeigt an mannigfachen Aussprüchen wissenschaftlicher Autoritäten, wie eine wirksame Bekämpfung der Trunksucht nur erfolgen kann durch Hebung der Lebenshaltung.

Ein für unsere herrschenden Klassen sehr interessantes Kapitel ist das folgende: Kriminalpolitische Wirkungen. Aurella zeigt an den Tatsachen der Statistik das bekannte Korrespondieren der Zahl der Eigentumsvergehen mit dem Getreidepreise. Er bezieht in diese Darstellung einen Nachweis ein, daß Brotteuerungen politische Unruhen, Revolten und Revolutionen gebären. So zeigt er den engen Zusammenhang der Mailänder Krawalle des Jahres 1898 mit dem Steigen des Weizenpreises. Die hohe Brotkornbezollung in Italien, die bekanntlich eine doppelte, staatliche und kommunale, ist, hat seit Jahrhunderten große Schichten des italienischen Volkes gehindert, von der Polenta zur Brotnahrung emporzusteigen. Das giebt uns eine Erklärung dafür, weshalb Italien in seiner Auswanderung, in seiner beständig anwachsenden Verbrecherzahl und in seiner erschreckenden Kindersterblichkeit die übrigen Staaten Europas ebenso übertrifft, wie in seinen Brotpreisen.

Eine andere ernstliche Gefahr, die im Gefolge der Unterernährung marschiert, ist die Zunahme der Seuchen, der Volkskrankheiten. Wie sehr ihre Verbreitung von der Lebenshaltung abhängig ist, das zeigt Aurella an einer ganzen Reihe von Tatsachen und Zitaten. Er vergleicht u. a. die Ziffern der Säuglingssterblichkeit von England und Preußen, woraus sich ergiebt, daß sie in Preußen beinahe doppelt so hoch ist, wie in England. Er stellt fest, daß diese Ziffern in Preußen sich vom durchschnittlich 275 per [illegible] Einwohner vor den Handelsverträgen, auf 225 nach den Handelsverträgen vermindert haben, und trägt mit Recht, was es für einen Zweck habe, auf der einen Seite Lungenheilstätten zu bauen und die Tuberkulose zu bekämpfen, wenn man auf der anderen Seite durch Verteuerung der Lebenshaltung die besten Vorbedingungen für ihre weitere Verbreitung schaffe. Aurella schließt mit dem Hinweise auf den Rückgang der Wehrkraft, der sich ebenfalls aus verschlechterter Ernährung ergiebt, und zeigt ebenso, wie die Kindersterblichkeit durch sie vermehrt wird. Damit geht er auf das bevölkerungspolitische Gebiet über. An den Zahlen der Geburten und Todesfälle, der Eheschließungen und der Auswanderung demonstriert er den Einfluß der Lebenshaltung, der Brotpreise auf alle diese Erscheinungen.

Die Schrift ist eine gute, brauchbare Waffe wider die Brotwucherer. Wir werden aus ihren Feststellungen bei Gelegenheit noch einiges näher behandeln.

Politische Uebersicht.

Die Katz, die Katz ist gerettet.

Ein schlechter Unterthan, dem die Behandlung, die ihm als königlich preußischer Untersuchungsgefangener widerfuhr, nicht gefiel und der gar gewagt hatte, darob zu raisonnieren, hat die Strafe dafür bekommen, die in Preußen-Deutschland üblich ist. Die Gefängnisverwaltung und die Kölner Regierung haben ihre beleidigte Würde durch die Verurteilung des Dr. Schultze und des Redakteurs Posse nach althergebrachtem Rezepte kühlen lassen — zum warnenden Exempel für alle Vorgesetzten, die Lust zum lauten Raisonnieren haben und zur Beruhigung für das gute Publikum, das etwa der Meinung hätte werden können, es sei in preußischen Gefängnissen nicht alles aufs beste bestellt. Es war aber auch dringend notwendig, daß etwas Durchgreifendes geschah, denn in letzter Zeit hat das Raisonnieren über die Behörden bedenklich zugenommen und die Mahnkämpfe und Bredenreede, die nicht stillschweigend, wie es einem guten Unterthanen geziemt, alles hinnehmen, was die Weisheit der Obrigkeit über sie zu verhängen geruht, nehmen bedenklich zu.

Also klagte man den Redakteur der Kölnischen Zeitung an, der einem als unverfänglich bekannten Berichterstatter auch dann geglaubt hatte, als er einen Redner des Aerztetages von einem „Loch ohne Fenster" im Kölner Gefängnis erzählen ließ. Neben ihn aber setzte man den Dr. Schultze auf die Anklagebank, der dem Redakteur so ziemlich der einzige Entlastungszeuge hätte sein können. Zwar hatte Dr. Schultze mit dem Bericht der Kölnischen Zeitung nichts zu thun, zwar hatte nicht er seine Beschwerden auf dem Aerztetage vorgetragen, aber das bedeutet für einen Staatsanwalt in Deutschland keine Schwierigkeit. Dr. Schultze hatte den Herren, die über seinen Fall in Hildesheim wachen, Mitteilung darüber gemacht — also war er für alle

---

Arbeiter.

Roman von Alexander L. Kielland.

(16. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

XI.

Im April sollte Doktor Bennechen reisen. Als ihm der Vater eröffnete, daß er ins Ausland reisen könnte, da freute er sich so sehr, daß er anfangs beinahe daran zu denken vergaß, wie schwer es ihm fallen würde, sich auf so lange Zeit von Christine zu trennen.

Noch weniger fiel es dem braven Doktor ein, über die Gründe zu der Reiseerlaubnis nachzudenken, die ihm als eine große Gnade mitgeteilt wurde.

Als Johann das Staatsexamen bestanden hatte, hätte er gern ein Jahr im Auslande zugebracht. Der Vater aber fand das zu kostspielig, und die Frau Staatsrätin sagte geradezu, es sei doch lächerlich, wenn er ins Ausland reisen wollte, er, der ein mittelmäßiges Examen gemacht habe.

Die Folge war, daß sich Johann den Gedanken an eine Reise ins Ausland ganz aus dem Sinn geschlagen hatte, und als er nun die „Erlaubnis bekam", war er nur voller Dankbarkeit, es fiel ihm gar nicht ein, daß er doch im Grunde genommen sein eigener Herr war und die Kosten seiner Reise selber hätte bestreiten können.

Je näher aber der Tag der Abreise herarückte, um so unruhiger wurde er. Da gab es so vieles, was er Christine unmittelbar vor seiner Abreise noch sagen mußte. Erst wollte er ihr irgend eine zarte Weise zu verstehen geben, wie lieb er sie hatte, und dann wollte er sie bitten — ja, das wollte er — dann wollte er sie bitten, an ihn während seiner Abwesenheit zu denken.

Dies, schien ihm, war eine gute Idee; in diese Worte konnte man viel hineinlegen, und der Doktor probierte und sagte sich den Satz in verschiedenen Formen vor: wenn Sie wollten — oder: wenn Sie so gut sein wollten — oder: wenn ich nur wüßte, ob Sie so gut sein wollten, etwas an mich zu denken. Sollte er lieber „etwas"? Oder sollte er es wagen „oft" zu sagen?

Aber was etwas wollte er sagen. Er wollte sie vor Alfred warnen. Zwar graute ihm eigentlich am meisten, daß er sie mit Alfred allein lassen sollte. Er kannte, ja, er bewunderte beinahe die Geschicklichkeit des Bruders, und er stellte sich vor, wie leicht ein unerfahrenes Mädchen wie Christine sich von seinem feinen, liebenswürdigen Wesen bestechen lassen konnte.

Auf Alfred war aber kein Verlaß, das wußte er. Es war also seine Pflicht, geradezu seine Pflicht, Christine zu warnen.

Eine Gelegenheit dazu zu finden, war aber sehr schwer. Oftmals ging er in den letzten Tagen vor der Abreise an den Fenstern vorüber oder durch den Hausflur, ohne sich die zwei, drei Stufen in die Portierswohnung hinabzuwagen. Zweimal begegnete er ihr; da ward ihm aber so beklommen zu Mute, daß er froh war, wie er an ihr vorüber kam. Sie sah auch nicht so aus, daß er Mut bekam.

So ging es bis zu dem Tage der Abreise. Nun mußte es also geschehen. Aber noch einmal schob er den Besuch in der Portierswohnung auf: erst wollte er seinen Leuten oben Lebewohl sagen.

Johann war so merkwürdig geistesabwesend, daß ihn alle auslachten. Hilda aber weinte und versprach ihm, oft zu schreiben.

Als er dann die zwei, drei Stufen zu Christines Thür hinabstieg, drehte sich alles vor ihm im Kreise, und er kam taumelnd in die Stube hineingepoltert. Glücklicherweise war niemand da. Christine aber kam sogleich aus der Küche herein, um zu sehen, wer da war.

„Ich bin's nur," murmelte der Doktor. „Ich bin gestolpert — ich — ich werde heute reisen."

Christine hatte schon davon gehört.

„Ich wollte noch einmal hereinkommen und Lebewohl sagen."

Christine trocknete ihre rechte Hand an der Schürze ab.

„Ich — ich wollte Sie bitten —" und nun fuhren ihm alle die verschiedenen Varianten des wichtigen Satzes so schnell durch den Sinn, daß ihm nicht gelang, auch nur eine festzuhalten.

Christine mußte gegen ihren Willen lächeln, und das gab ihm Mut. „Ich möchte Sie bitten, oft — etwas an mich zu denken, während ich fort bin." Dann wurde er ganz rot. Er hätte es gern noch einmal gesagt und besser ausgedrückt, das hätte sich aber, fand er, auch albern ausgenommen.

Christine wurde auch rot. Sie sah zu Boden, lächelte aber.

Da wurde der Doktor dumm dreist. „Und dann wollte ich Ihnen nur sagen, hüten Sie sich vor Alfred —"

Das hätte aber Johann Bennechen nicht sagen sollen. Denn kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, da richtete Christine sich auf, trat einen Schritt auf ihn zu und fragte: „Was meinst Du damit?"

Sie sprach wieder ihren Bauerndialekt, und als er ihr ins Gesicht sah, wich er zurück und stammelte: „Entschuldigen Sie! — Ich — ich meinte nur —"

„Ich werde schon von selber auf mich nicht geben," sagte Christine hart.

„Ja, ja — so war es ja nicht gemeint — Adieu!"

Johann Bennechen taumelte die Stufen hinauf.

Als er aber gegangen war, warf Christine sich aufs Bett und weinte bitterlich. Daß auch er so schlecht von ihr denken konnte!

In dem Gehirn des armen Doktors schwirrten tausend Gedanken durcheinander, und schließlich klagte er bei dem Glauben an, sie liebe Alfred.

Der Tiefsinnsmann, der sein Gemüt besorgen sollte, wurde aus ihm nicht klug. Ein paar Freunde kamen, um Abschied zu nehmen; er trank mit ihnen, redete dummes Zeug, sah von einem zum anderen, als ob er noch etwas sagen wollte, sagte aber schließlich kein Wort. Und die anderen lachten ihn aus und erklärten, er hätte an altem Reisefieber. So kam er weg.

Einige Wochen später gab der Staatsrat dem stummen Vorwurf, den er Tag für Tag in den Augen seiner Frau lesen konnte, nach. Als er eines Vormittags mit Mo allein im Bureau war, sagte er: „Sie muß trotzdem weg — Ihre Nichte."

„Es thut mir leid, Herr Staatsrat — aber —"

„Nun sagen Sie mir nur, Mo: warum wollen Sie sie denn durchaus bei sich behalten?"

„Sehen Sie, Herr Staatsrat: Ich bin mein Leben lang ein einsamer Mann gewesen."

Dem Staatsrat ging ein Licht auf, er sah den kleinen lächelnden Mann von oben bis unten an und sagte unwillig: „Aber Mo! Woran denken Sie? Sie, in Ihrem Alter! Und außerdem —"

„Außerdem, Herr Staatsrat?" fragte Mo und schielte zum Staatsrat hinauf.

„Nun, es ist ja ein unangenehmes Thema; da Sie aber selbst fragen, so muß ich schon davon reden. Sie sind doch ein paarmal ziemlich — schwer krank gewesen, Mo!"

„Nur einmal. Das andere Mal war es nur die Gesichtsrose."

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020128/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG